



Nr. 150.

Montag, den 29. Juni 1908.

23. Jahrgang.

## Das Weib, das du mir gabst!

Roman von Lady Troubridge.

Fortsetzung.

XI.

Während der letzten Tage war Mark so manches im Benehmen seiner Frau Iris gegenüber aufgefallen; es erweckte ängstliches Unbehagen in ihm und doch hätte er, wenn man ihn gefragt hätte, keine Tatsache, keinen bestimmten Beweis für seinen Verdacht geben können. Aber er hatte ihren Charakter in der ganzen Tiefe seiner Bosheit und Grausamkeit oft schon genug ergründet und wußte, wie brennend Claudias Haß war und wie weit sie sich von ihrer Feindseligkeit treiben ließ.

Sicher hatte sie in bezug auf Iris schon einen Plan geschmiedet, welcher Art dieser aber war, konnte Mark nicht herausfinden; denn Claudia brach das Gespräch sofort ab, wenn von ihrem Mündel die Rede war; nur manchmal zeigte ein höhnisches Grinsen die im Verborgenen weiter glimmende Eifersucht.

Gampden gab es schließlich ganz auf, mit dem jungen Mädchen zu sprechen; denn er sah nur zu deutlich, daß die einfachsten Akte der Höflichkeit mißverstanden wurden. Daß seine Frau absichtlich vom Golfball früher nachhause gegangen, war ihm klar. Warum aber? Das war ihm ein Rätsel; er wußte nur, daß die Liebe zu ihm nicht mißbrach. Claudia handelte aber nie ohne triftige Beweggründe, die den manchmal etwas riskierten Einsatz des Spieles wert waren.

Am Morgen nach dem Valle sagte sie wie zufällig zu Mark: „Ah, daß ich nicht vergesse, Iris ist auf acht Tage zu Frau Courtland, ich wollte nur, es wäre für immer“, fügte sie bei, als sie die Wirkung ihrer Worte sah.

Ihr Mann lachte mißtönend auf.

„Deine Stimmung ist unglaublich rasch umgeschlagen. Du bist Deines Spielzeuges bald überdrüssig geworden. Ich glaube, sie sollte Dir eine liebe, kleine Schwester sein!“

Jedes höhrende Wort empfand sie gleich Nadelstichen. Es war nicht klug von Mark, sie in ihrer jetzigen Stimmung auch noch zu reizen, er hätte sich durch das drohende Zusammenknirschen der Rippen und das blickartige Leuchten in ihren Augen warnen lassen sollen.

„Du bist über diese Sinnesänderung verwundert und weißt den Grund derselben doch so gut wie ich. Solltest Du ihn aber ignorieren wollen, so will ich ihn Dir und jedem, der ihn hören will, deutlich erklären. Zwischen Dir und Iris besteht ein geheimes Einverständnis. Mir entzieht sie ihr Vertrauen, um es Dir zu schenken; ich kann sie nicht länger als Freundin betrachten, Mark, ich will sie nicht mehr in meinem Hause haben; denn das alles treibt mich noch zum Wahnsinn.“

(Nachdruck verboten.)

Ein Unbefangener hätte sie wirklich für eine halb Wahnsinnige halten können, Mark aber wußte nur zu gut, daß sie aus Falschheit und Bosheit zusammengesetzt war und jede Rolle spielen konnte.

Er befand sich auf gefährlichem Boden und war sich noch nicht recht klar, wie er handeln sollte.

„Soll das heißen, daß Du mir die Ehre erweistest, eifersüchtig zu sein?“

„Und wenn dem so wäre?“

Sie stand vor ihm in einem kleinen, eleganten Boudoir mit weißer Vertäfelung und Chrippendarmöbeln; sie selbst schien einem Gemälde von Sir Joshua Reynolds entstiegen zu sein mit ihrem weißen Musselinkleid und den unbezahlbaren echten Spitzen.

Mark war nicht blind für so viel Schönheit; aber sie ließ ihn kalt; es widerstrebte aber seiner ritterlichen Natur, rücksichtslos oder rauh gegen Frauen zu sein; seine Stimme klang gedämpft und sanft: „Sprich nicht so töricht, Claudia. Den Gedanken, daß zwischen mir und Iris eine geheimes Einverständnis besteht, schlage Dir vollständig aus dem Sinne. Mir liegt ebensoviel daran, als Dir, Iris glücklich verheiratet zu sehen und jetzt bietet sich eben eine ungemein günstige Gelegenheit.“

„Was willst Du damit sagen?“ fragte Claudia und schloß die Augen, so daß man nur aus schmalen Spalten einen flimmernden Schein unter den düster zusammengezogenen Brauen hervorblicken sah.

„Prinz Steinburg scheint ernste Absichten zu haben; er sprach auf dem Golfball mit mir.“

Claudia zog zischend die Luft ein. „Warum kam er nicht zu mir?“

„Er kommt sicher noch, denn ich glaube nicht, daß er seine Anfrage schon als förmlichen Antrag betrachtet haben will. Jederfalls ist er fest entschlossen.“

Sie glitt an seine Seite und schaute ihn prüfend in die Augen.

„Und Du wünschst es, Mark?“

„Ich habe keine Stimme in dieser Sache“, erwiderte er ernst. „Wenn aber Steinburg mit Dir spricht, dann rate ich Dir dringend, ihm Iris' Hand zu gewähren.“

„Ich werde mich hüten, das zu tun.“

„Du wünschst doch eine glänzende Partie für sie.“

Claudia zögerte. „Sie wird ihm nicht vornehm genug sein.“

„Er weiß, daß sie nicht von altem Adel ist; aber sicher stammt sie aus guter Familie.“



Claudia schwieg und eine geraume Zeit verging, ehe sie die Konversation wieder aufnahm.

„Iris ist für eine Woche verreist. Wir hatten nach dem Hofball eine Auseinandersetzung und fanden es beide angezeigt, uns für ein paar Tage zu trennen.“

„Du hast Dich schmähslich benommen“, sagte Mark in ruhigem Konversationstone; so sehr der Aerger auch in ihm loderte, er sollte ihn nicht wieder übermannen.

„Das ist Deine Auffassung“, bemerkte Claudia kühl; „die meine ist es nicht, auch jene der Welt nicht. Kurz, wir hatten ein Wortgefecht und sie ist abgereist. Aber tröste Dich, Samstag nachmittag trifft sie mit uns in Hampden Towers zusammen; ich habe Steinburg und Carlington eingeladen, um auch jemand zu haben, mit dem ich reden kann.“

„Claudia“, sagte Mark energisch, „ich protestiere gegen diese fortwährenden Iniminationen, als hegte ich unerlaubte Gefühle für Fräulein Coventry. Erstens sind deine Bemerkungen geschmacklos und zweitens würden sie, solltest du sie öffentlich wiederholen, Fräulein Coventry nur schaden.“

„Natürlich denkst du nur daran. Nun gut, so sage ihr, wenn du so warmes Interesse für sie hast, sage ihr in meinem Namen, sie möge sich in acht nehmen, so lange sie unter meinem Dache weilt. Ich kann ihr mehr schaden, als sie ahnt.“

## XII.

Hampden Towers suchte keinesgleichen in England; es glich mehr einem alten stolzen Palazzo als einem einfachen Landhaus und stand mit seiner fremdartigen Architektur nicht im Einklang mit der echt englischen Landschaft. Aber es war ein Prachtbau, früher Eigentum der Krone, seit dem sechzehnten Jahrhundert im Besitz der Familie Hampden.

Mark entstammte einer Seitenlinie dieses Geschlechtes und hatte erst vor kurzem das Schloß geerbt, so daß dessen Schönheiten ihn immer aufs neue fesselten, so oft er auch kam. Hampden Towers hatte viele Anziehungspunkte für ihn, vor allem eine Prachtsammlung von Grinlegh Gibbons Stichen, schöne Louis XV. Säle, herrliche italienische Gärten und Drangerien und, was den Hauptreiz bildete — es war sein eigenes Heim, das den verbitterten, einsamen Mann für so manches entschädigte, was ihm das Leben versagte.

Zweimal, erst als trügerisch, schmeichelnde Kata morgana, dann als schwere Verjüngung hatte die Liebe seinen Pfad gekreuzt. Kinder waren ihm verjagt geblieben. Ungern gedachte er der Vergangenheit, düster und freundenarm dünkte ihm die Zukunft; nur darin hatte ihn das Glück begünstigt, daß er seine Umgebung zur Freude seiner Seele und seiner Sinne künstlerisch schön gestalten konnte.

Seit der letzten Konversation mit seiner Frau wurde das Thema, das sie damals erregt hatte, nicht mehr berührt. Auch Steinburg ließ nichts von sich hören. Mark war fest entschlossen, Claudia energisch entgegenzuarbeiten, sollte sie wirklich die Heirat zu hintertreiben suchen. Inzwischen freute er sich auf die friedliche Schönheit seines Heimes.

Bei seiner Ankunft meldete ihm der Haushofmeister, daß Fräulein Coventry schon angekommen sei und in Mark, der sie erst später erwartet hatte, begann es zu gähnen bei dem Gedanken an ihre Nähe. Erst wollte er ihr ängstlich aus dem Wege gehen; dann änderte er seinen Entschluß. Warum sollten sie nicht wie gute Freunde miteinander plaudern? Freilich liebte er sie noch, aber das Wesen seiner Liebe hatte sich geändert, war geläutert und edler geworden als jene heiße Leidenschaft, die er zuerst empfunden hatte. Ihr reiner, hoher Sinn, der sich ihm allmählich entfaltet hatte, erfüllte ihn mit Bewunderung, es war ein Wesen, zu dem man mit Verehrung ausblicken mußte; gern hätte er sein Leben geopfert, wenn es sein mußte, um sie vor den Folgen seiner Torheit zu schützen und ihr Glück zu sichern. Nun hieß es, schnell diese Gelegenheit benützen, um aufzuräumen mit all den Schatten, die noch zwischen ihnen lagen und den freundschaftlichen Verkehr hemmten. Fräulein Coventry sei in den Garten gegangen, sagte man ihm; dorthin folgte er ihr.

Sie stand auf der Terrasse vor dem großen Bassin, dessen Wasserlünfte Hampdens Ankunft zu Ehren spielten; knnend schaute Iris in die glänzenden, sprühenden Strah-

len, in denen sich die Sonne brach; erst als der Sties unter Hampdens Füßen knirschte, hörte sie ihn.

„Ich wußte nicht, daß Sie schon hier sind. Welcher Zufall! Claudia kommt erst mit einem späteren Zug und mit ihr noch zwei oder drei Gäste. Ich freue mich immer, wenn ich einen stillen Nachmittag hier habe. Hat Ihnen Claudia geschrieben?“

Iris antwortete nicht sofort.

„Nein, ich habe nichts von ihr gehört. Sie sagte mir nur beim Abschied, ich solle sie heute nachmittag hier erwarten. Hoffentlich ist es ihr recht, daß ich schon früher kam.“

„Seien Sie ganz ruhig! Warum sollte es ihr nicht recht sein?“

„Sie gaben sich vielleicht noch keine Rechenschaft darüber, Herr Hampden, wie lebhaft die Antipathie ist, die Lady Desmond gegen mich empfindet. Ihr Benehmen nach dem Hofball war unverantwortlich und ich bin froh, heute mit Ihnen sprechen zu können, um Ihnen zu sagen, daß ich unter diesen Umständen unmöglich unter einem Dache mit ihr bleiben kann.“

„Ich fürchte, daß Sie das nicht vermeiden können“, sagte Hampden.

„O doch, in wenig Wochen bin ich majorenn und kann selbst über mein Leben bestimmen.“

„Das tut mir leid und freut mich zugleich“, sagte Mark offen. „Es tut mir leid, weil ich mir sagen muß, daß ich es bin, der Sie aus unserem Hause treibt und es freut mich, weil Sie dann frei und unabhängig sein werden. Iris“ fuhr er sanft und bittend fort, „lassen Sie uns Freunde sein. Mein Herz fühlt warme Verehrung und jene reiche Liebe für Sie, wie sie ein Bruder für seine Schwester empfinden mag. Welcher Art meine Gefühle auch gewesen sein mochten, jetzt dürfen Sie mir vertrauen. Ich würde alles für Ihr Glück hingeben und wenn Sie einmal aus meinem Leben geschwunden sind, dann wird es ein armseliger Trost für mich sein, zu wissen, daß Sie mir vergeben haben.“

Zum erstenmal seit jener verhängnisvollen Begegnung in Claudias Salon reichte sie ihm freiwillig die Hand.

„Ich glaube Ihnen, Herr Hampden, und will das Vergangene begraben. Ich will Ihre Freundschaft nicht länger zurückweisen, ich bin ja so einsam!“ fügte sie mit rasch unterdrücktem Schluchzen hinzu, das ihrem Freunde einen Stich ins Herz gab.

Sie schritten über die Terrasse auf ein Wäldchen zu und es erfüllte ihn mit Freude, als er sah, daß sie nicht mehr schen vor ihm zurückwich; das war der Moment, um mit ihr als brüderlicher Freund und Berater über Steinbergs Liebe zu reden.

Als sie an dem bewaldeten, weniger sorgfältig gepflegten Teil des Gartens anlangten, blieb Iris stehen: „Ist es noch nicht Zeit zum Tee?“

„Noch nicht“, sagte Hampden und öffnete die kleine Pforte, die in den Wald führte. Schweigend folgte ihm Iris.

Es fiel Mark schwer, von Steinburg zu sprechen; mit leiser, rauher Stimme und stockendem Atem begann er für ihn einzutreten.

„Ich beschwöre Sie, denken Sie über Ihre Lage nach, ehe Sie diese ehrliche Liebe zurückweisen. Ich muß leider zugeben, daß meine Frau Ihnen feindselig gesinnt ist und wenn Sie auch in kurzer Frist majorenn sind, so liegen doch alle Geldangelegenheiten in Claudias Hand. Ich will damit nicht sagen, daß sie unrechten Gebrauch davon machen würde, aber ich wäre jedenfalls viel ruhiger und glücklicher, wenn ich Sie an der Seite eine einflussreichen, vornehmen Mannes wüßte.“

Iris schüttelte den Kopf; dunkelrote Stellen errötheten auf ihren blassen Wangen.

„Ich will und kann jetzt nicht heiraten; später vielleicht.“

„Er will gerne warten.“

Noch kurzer Pause wandte sich Iris mit ihrem sonnigsten Lächeln ihrem Begleiter zu. Dieser fuhr lebhaft fort: „Nicht wahr, Sie mißverstehen mich nicht, warum ich so warm für ihn spreche. Sie glauben doch nicht, daß ich Sie kränken will? Sie ahnen nicht, wie schwer es mir fiel.“



„Ich weiß es und leide mich darüber.“

„Warum?“

„Weil ich Sie wieder achten kann.“

Es schlug sechs Uhr, als sie die große Bibliothek betraten, in welcher der Tee serviert war. Die Abendsonne strahlte durch die roten Seidengardinen und tauchte Iris, welche auf Hampdens Bitte den Tee bereite, in rosiges Licht.

Es hätte ebensogut ein eheliches tête-à-tête sein können, so tiefes Schweigen herrschte in dem behaglichen Raume. Nur das monotone Surren einer Nähmaschine drang zum Fenster herein und hie und da raschelte ein Vogel, ehe er zum Schlummer die Augenlein schloß, in dem dichten, an der Mauer emporkletternden Efeu. Marks sich wild jagende Gedanken sehen Iris als sein Weib, als Herrin des Schlosses. Nur zu bald lehrte er wieder in die Wirklichkeit zurück und ersahnte Claudias Kommen, wodurch der peinlichen Situation ein Ende gemacht würde. Warum zum Fenster liebte sie es, ihn immer in derlei unangenehme Lagen zu bringen? Heißer Aerger stieg in ihm auf, um dann sofort wieder in der reinen Freude des Augenblicks unterzutauchen. Vor dem Diner schon würden die Anderen kommen, in wenig Wochen wurde ihm Iris für immer entrisen! Warum sollte er sich nicht dieser einen gesegneten Stunde freuen?

Nach dem Tee lachten und plauderten sie miteinander wie zwei gute Freunde über alles, was unter der Sonne lebte, während die fahlen Schatten des Abends sich immer mehr ausbreiteten.

Es war schon ganz dämmerig geworden; schließlich läutete die Glode, die das Zeichen zur Toilette für das Diner gab. Iris fuhr erschrocken empor. „Schon so spät?“ rief sie. Hampden läutete. „Wann erwarten Sie Lady?“ fragte er den eintretenden Haushofmeister.

„Wir waren schon zweimal an der Bahn, gnädiger Herr. Johann fährt wieder zu dem Zuge, der um 9 Uhr 40 ankommt.“

„Er soll auch zu dem 10 Uhr-Zuge, falls ein Irrtum vorliegen sollte.“

Mit erzwingener Heiterkeit wendete sich Mark zu Iris. „Bemühen Sie sich nicht; es ist ganz allein Claudias Schuld, also kann sie Ihnen keine Vorwürfe machen; sie hatte viel zu tun heute, das weiß ich.“

„Haben Sie Telefon?“ fragte Iris etwas bekümmert.

„Nein, leider nicht; ich dachte, daß es den altväterischen Frieden dieses Hauses nur stört und ließ es nicht einrichten.“

Durch das Diner verging die Zeit etwas rascher; je weiter aber der Abend vorschritt, desto blässer und stiller wurde Iris. Sie mußten ja noch kommen, aber es war grausam von Lady Desmond, sie immer in zweideutige Positionen zu bringen und dann die Schuld auf sie zu werfen. Ein dunkles Gefühl sagte ihr: Je eher sie der Macht dieses Weibes entränne, desto schneller würden sich Ruhe und Zufriedenheit bei ihr einstellen.

Nach dem Diner gab ihr Hampden einen interessanten Roman, in den sie sich zu vertiefen suchte, während Mark in Gedanken verunken im Zimmer auf und ab schritt.

Allmählich kullten die Wärme, der weiche, bequeme Sitz Iris' ermüdete Sinne ein, das Buch entfiel ihrer Hand, sie schlief so fest und sanft wie ein Kind.

Eine Berührung an der Schulter erweckte sie, noch ganz schlaftrunken sprang sie auf — Mark stand vor ihr.

„Der letzte Zug ist angekommen und hat niemand gebracht. Was sollen wir jetzt tun?“

### XIII.

Schweigend blickten sie sich an, das blasse, verstört aussehende Mädchen und Mark, dessen Antlitz von leidenschaftlichem Zorn so verzerrt war, daß Iris ihn kaum erkannte.

„Ich fürchte, wir können es nicht ändern,“ sprach sie leise. „Aber es ist sehr merkwürdig!“

„Merkwürdig,“ griff Mark das Wort mit wildem Hohn auf. „Finden Sie kein schärferes Wort dafür, dann finde ich es. Es ist abentheuerlich, es ist gemein! Claudia hat es abentheuerlich getan.“

„Mit etwas geschickthafter Wiese trat Iris zurück, sehr ungebärdiger Zorn schien sie anzukindern.“

Warum hatte Claudia das getan? Iris hatte das dumpfe Gefühl, in ein unentwirrbares Netz verstrickt zu sein, das sich immer fester und enger um sie schloß. Es war alles so fremdartig und unheimlich. Nichts, gar nichts in ihrem früheren Leben hatte sie auf die Schlingen und Fallen vorbereitet, die sie jetzt von allen Seiten umgaben. Wie gern wäre sie geflohen, um sich in irgend einem bescheidenen Heim vor all diesen hassenswerten Menschen zu bergen, die ohne irgend ein geheimes, rätselhaftes Motiv nicht das geringste zu sagen und zu tun schienen.

„Sehen Sie denn nicht, daß das ein vorgefaßter Plan war?“ rief Mark. „Das hätte ich nie von ihr geglaubt, aber ich kann nicht länger daran zweifeln.“

„Haben Sie diesen Irrtum herbeigeführt?“ fragte Iris kalt.

„Ja? — Beim Himmel, was glauben Sie von mir? Nie wäre ich hierher gekommen, wenn mir Claudia nicht klar und deutlich gesagt hätte, daß sie heute hier mit mir zusammentreffen würde. Ein Mann wartet nicht auf schriftliche Anordnungen seiner Frau wie ein Advokat. Sie sagte mir, sie käme hierher und mit ihr Steinburg und Carlington. Natürlich wird sie alles leugnen, wenn ich sie zur Rede stelle und die beiden Herren kommen selbstverständlich nicht, weil sie nie eine Einladung erhalten haben. Gerechter Gott, das geht zu weit. Ich habe tausend Kränkungen und Enttäuschungen ertragen, die sonst keiner auch nur einen Tag geduldet hätte; dieses Mal aber soll sie ihren Meister in mir finden!“

Sein Zorn, seine Bestürzung erschreckten nur auch Iris; ihre bis jetzt unklare Befürchtungen nahmen greifbarere Gestalt an; offenbar drohte Unheil.

„Aber sagen Sie mir nur, warum tut sie das alles? Warum haßt sie mich so? Sie kennt mich doch erst so kurze Zeit!“

„Sie verstehen freilich Frauen wie Claudia nicht. Sie haßt Sie aus dem allein für sie maßgebenden Grund: Sie sind jünger, schöner wie sie und, solange sie Ihnen keine Schuld nachweisen kann, kann sie sich Ihrer, die Sie Ihren Pfad gekrenzt haben, nicht entledigen. Nun hat sie den Plan gefaßt, eine törichte, grundlose Eifersucht vorzuspielen und irgend eine kompromittierende Situation herbeizuführen, an der sie dann natürlich vollkommen schuldlos ist. O Kind,“ fügte er bei, näher an Iris herantretend und seine Hand wie unbewußt auf Ihre Schulter legend, „wie verhängnisvoll war jener Tag für Sie, als wir uns zum erstenmal trafen. Ich würd gern mein Leben hingeben, um Ihnen nur einen Augenblick der Angst zu ersparen und doch scheine gerade ich durch Schicksalsstunde dazu ausersehen, Ihnen immer wieder wehe zu tun.“

„Wenn es so ist, wie Sie sagen, dann ist es höchste Zeit für mich, Ihr Haus zu verlassen. Ich kann es nicht ändern,“ setzte sie hinzu, wider Willen gerührt durch die Liebe und den Kummer, die sich in Marks Zügen ausprägten.

„Unser Gewissen ist rein und deshalb mag Lady Desmond sagen, was sie will, mich kann es nicht berühren. Ich werde sobald als möglich fortgehen und hoffe, sie nie wiederzusehen.“

„Sie sprechen wie ein Kind, wie ein unwissendes, unschuldiges Kind. Vergessen Sie nicht, daß meine Frau großen Einfluß in der Londoner Gesellschaft hat, in der Sie weder Bekannte noch Freunde haben, daß sie Sie gesellschaftlich ruinieren kann, wenn sie will, daß sie flüsternd und lächelnd durch Verleumdungen Ihren guten Ruf untergraben kann und das alles auf eine Weise, die nicht die geringste Handhabe zur Verteidigung und zur Rache bietet. Ich mache mir die bittersten Vorwürfe, daß ich nicht früher daran dachte, Sie vor all dem zu bewahren.“

„Ich kann doch auch für mich allein leben, die Londoner Gesellschaft ist nicht die Welt!“

(Fortsetzung folgt.)



## Vermischtes.

**Der Kaiser und die Junggesellensteuer.** Nachdem man darüber debattiert hat, ob der Kaiser in seiner jüngsten Reskripte den Hinweis auf die Junggesellensteuer scherzhaft oder ernst gemeint habe, wird dem „B. Z.“ von guter Seite der wahre Sachverhalt mitgeteilt. Eine Persönlichkeit, die zu den Vätern der „Ozeana“ zählte und sowohl die Rede wie auch die späteren Äußerungen des Kaisers mit anhörte, erklärt, daß die Bemerkung des Kaisers, die auch gleich von der Versammlung mit großer Heiterkeit aufgenommen wurde, nichts weiter war und sein sollte als ein Witz. Daß diese Auffassung zutrifft, habe sich noch besonders aus einem Nachhinein-Gespräch ergeben, in dem der Kaiser auf seine Bemerkung zurückkam und keinen Zweifel daran ließ, daß es sich um einen Scherz gehandelt habe.

**Die Gemeinden als Quartiergeber.** Die Ausführungsvorschriften zum preussischen Gesetz über die Quartierleistung für die bewaffnete Macht sind laut Armeeverordnungsblatt dahin abgeändert worden, daß die zu entrichtende Entschädigung von den Truppenteilen entweder sofort oder an die Gemeindevorstände gezahlt oder ihnen durch Vermittlung der Post zugesandt werden soll. Im letzteren Falle sollen die Gemeinden spätestens 6 Wochen nach Beendigung der Übung im Besitz ihrer Gebührene sein, während bisher eine Verzögerung von 3 Monaten und länger entstand.

**100 000 Dollars Honorar für Roosevelt.** Präsident Roosevelt beabsichtigt, nach Ablauf seiner Amtsperiode eine Reise nach Afrika zu unternehmen, um mit seinem Sohne in den Wäldern des schwarzen Erdteils zu jagen. Der Verlag von Colliers Wochenchrift in New York hat dem Präsidenten das Angebot gemacht, ihm für eine Serie von Artikeln über seine afrikanischen Jagderlebnisse die Summe von 100 000 Dollars zu bezahlen. Der Präsident hat schon früher Beiträge für die Collierschen Zeitschriften geliefert. Was nicht alles der Name macht!

**Der Monument-Garten zu Rom.** Bis zum Jahre 1911, dem Jubiläum der Proklamation des italienischen Königreichs, wird in der ewigen Stadt ein Riesengarten ausgeführt sein. Vom Forum Romanum und Palatin bis zur Porta S. Sebastiano einerseits und Porta S. Paolo und Circus Maximus andererseits soll eine große Gartenanlage alle antiken Bauten umschließen. Was etwa von modernen Bauten und Fabriken usw. darin liegt, wird niedergedrückt.

## Vom Büchermarkt.

**„Leutnantsliebe“** Humoreske von Freiherr von Schlicht, Kleine Concordia-Bibliothek Band 7. (Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ebbod, Berlin W. 30, Münchenerstraße 8). Preis geb. M. 1, geb. M. 1.80. Aus diesem neuen Bändchen der kleinen Concordia-Bibliothek strahlt echt Schlicht'scher Humor, sonnig-schillernder und glühender Witz, wie man ihn nur von diesem Meister der Militärhumoreske zu hören bekommt. Mit feiner Zeichnung schildert er den Held der Erzählung, den Leutnant von Wallberg oder „Windhund“ wie er im Regiment nur genannt wurde, unterstützt dessen tolle Streiche mit perlendem Humor, bringt seine Leiden zu tragikomischer Wirkung und weiß den Leser in großer Spannung zu halten.

**Albert Geiger, Martin Staub, Roman** (Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ebbod in Berlin W. 30). Preis gebunden M. 2.50, gebunden M. 3.50. Albert Geiger läßt auf seinen schlicht-gemütvollen Lebensbeginn „Roman Berners Jugend“ und die farbenprächtige romantisch-realistische „Legende von der Fran Welt“ mit dem vorliegenden Werk einen kleinen Roman auf dem Hintergrund des Lebens einer sich entwickelnden Vorstadt folgen. „Martin Staub“ zeigt seine von der Kritik rühmend hervorgehobene Liebe für das Kleinleben Süddeutschlands die zu den andern Werken so viel seine uns stimmungsvolle Erzählungskunst geschaffen, verstärkt und bereichert. Geiger entwickelt die Handlung einzig und allein aus den Charakteren und dem sie umgebenden Leben. Diese Einfachheit läßt sowohl die idyllisch-behaglichen wie die tragisch-erschütternden Momente des Werkes in plastischer Schärfe und Kraft hervortreten.

**Das Gedächtnis des Herzens.** Roman von Michel Corday. Einzige autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Heinrich Michalski. (Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ebbod in Berlin W. 30.) Preis geb. M. 2.50, geb. M. 3.50. Michel Cordays Roman „Das Gedächtnis des Herzens“ ist „der“ Roman des Monismus. Nicht nur in dem Sinne, daß in ihm wie in manchem andern Roman über den Monismus allgemeine Nebenarten gemacht werden. Sondern jemand, dem die neue Weltanschauung zu einer Art zweiten Charakters geworden ist, vertritt sie nicht nur äußerlich mit Worten und

vertritt um ihretwillen nicht nur Liebesbände der Freundschaft und Verwandtschaft entzwei. In ihm selbst gerät der alte und der neue Mensch in einen schweren Kampf, in sich selbst muß er die neue Weltanschauung unter vielen Schmerzen zum wirklichen Siege bringen.

## Lustige Ecke.

### Wind, nichts als Wind.

Ein Lehrer, der einer Klasse klar machen wollte, was komprimierte Luft ist, brachte sein Fahrrad mit ins Schulzimmer und lehnte es gegen die Wand.

„Seht mal her, ihr Jungen,“ sagte er, „unter der äußeren Hülle dieses Hinterrades sitzt eine verborgene Kraft. Was mag es wohl sein?“

„Gummi,“ meinte ein besonders schlauer Junge. „Nein,“ sprach der Lehrer, „etwas anderes. Denkt nur nach, ihr werdet es schon finden.“

Aber keiner fand es, trotzdem der Lehrer ihnen erlaubte, die Maschine von allen Seiten zu befühlen und zu betrachten. Endlich wandte sich einer der Knaben mit strahlender Miene zu dem Lehrer und rief: „Ich hab's, ich hab's!“

„Nun, mein Sohn?“

„Wind ist's, nichts als Wind!“

Der Lehrer lobte den Jungen ob seiner Findigkeit und fragte ihn schließlich, wie er denn die verborgene Kraft entdeckt habe.

„Nichts einfacher als das,“ lautete die überraschende Antwort, „ich habe mit meinem Taschmesser hineingestochen!“

Und zu seinem Leidwesen mußte der Lehrer sich von der Wahrheit dieser Worte überzeugen.

An der rechten Stelle. Ein reicher Mann erzählte einem Bekannten von einer armen Familie, die von schweren Schicksalsschlägen betroffen worden war und schloß den etwas überschwenglich gehaltenen Bericht mit den Worten: „Ich habe die Unglücklichen herzlich bedauert und ihr Schicksal tief gefühlt.“

„Ja,“ meinte der andere, „es ist sehr schön, wenn man ein warmes Herz für seine Mitmenschen hat und tief für sie fühlt. Aber eins möchte ich fragen, lieber Freund, haben Sie auch an der rechten Stelle gefühlt?“

Und als der Erzähler ihn verwundert ansah, fügte er hinzu: „Haben Sie in Ihre Tasche gefühlt?“

Im Restaurant. Gast: „Bringen Sie mir, bitte, eine Tasse Kaffee, Ober, und drei Eier. Lassen Sie sie vier Minuten kochen!“

Kellner: „Ja wohl, Herr, sofort! In einer Sekunde ist alles da!“

## Rebus.

